

Honey & Bastard

Es sind die Chancen, die erst das Leben würzen.

Ich habe eine vorzügliche Ausbildung genossen, altsprachliches Gymnasium, Rudern als Leistungssport, Zivildienst für den Lebenslauf und dann das Kapitel Karriere richtig aufgeschlagen. Bachelor in Maastricht, Economics. Master an der LSE, Economics & Philosophy.

Kein klassischer Lebenslauf, um schnellstens Karriere zu machen. Aber für die ganzen Kids aus der Businessschool reicht es allemal. Ich hab schließlich studiert und nicht bloß BWL gelernt.

Um die klassischen Attribute einer Wirtschaftskarriere kam ich trotzdem nur schwer herum. Auslandssemester in Singapur, geschenkt. Praktika in den Semesterferien, obligatorisch. Ich habe über das Bankwesen in 3 Monaten Paris mehr gelernt, als ein Sparkassendirektor in seinem gesamten Leben.

Aber dann: der Scheideweg. Den Master im Gepäck, boten sich mir mannigfaltige Alternativen. Angebote gab es genug. Gut dotiert und wirklich interessant, nicht nur für das Curriculum Vitae. Bank oder EU, es war wie Topfschlagen bei WMF. Promovieren stand auch zur Debatte. Zürich oder Dublin, aber das war mir zu unsicher.

Ich entspannte einige Tage bei meinen Eltern in der Provinz, down to earth. Meine Eltern sind bodenständig, studiert und angestellt. Leitend, versteht sich. In der ländlich angehauchten Idylle reifte dann auch der Entschluss, es zu versuchen. Gut, streng genommen war es eine fixe Idee, ich hatte Kommilitonen, die sich mit ähnlichen Gedanken trugen und durchaus glücklich zurück kamen. Zurück aus dem Gap-Year.

Ein Jahr mal raus, bevor das ernste Leben startete. Etwas Gutes tun und nebenbei ein neues Alleinstellungsmerkmal für meinen weiteren Werdegang. Ob als Lehrer in Nairobi, Entwicklungshelfer in Indien, ausgetretene Pfade gab es auch hier. Ich wollte etwas vollkommen Anderes.

Eine Aufgabe, die sowohl den Menschen als auch der eigenen charakterlichen Schulung diene. Mein Gap-Year, mein Sabbatjahr, ich würde es als Klofrau erleben. Zugegeben, es mag auf den ersten Blick etwas abschrecken, Ekel hervorrufen und Unverständnis in gewissen Kreisen ernten. Aber darum ging es mir vornehmlich nicht.

Die Ernte war, monetär gesehen, nicht eben üppig, das war mir klar. Aber das waren die anderen Jobs auch nicht.

Ob ich als christlicher Entwicklungshelfer in Kaschmir gesellschaftlich angesehener wäre, als in hiesigen Gefilden als Klofrau, lasse ich mal dahingestellt. (Btw. ich verwende den Begriff Klofrau für mich, obgleich ich eigentlich ein Klomann bin. Aber ich habe einiges über Berufsehre und Ethos gelernt. Eine Klofrau wird übersehen, ein Klomann belächelt. Das ist ein wenig wie mit Kindergärtnerinnen. In diesem Metier sind ja männliche Erzieherinnen eher rar gesät und nur allzu schnell mit einem perversen Stigma behaftet. Das möchte ich einfach umgehen).

Eine Anstellung zu finden war zunächst schwieriger, als ich dachte. Toiletten gibt es zwar an jedem Ort, aber die Gebiete sind aufgeteilt, jeder hat seinen Claim abgesteckt und bewacht ihn mit Argusaugen. Einer glücklichen Fügung hatte ich es zu verdanken, dass eine Springkraft just in dem Moment gebraucht wurde, als ich mich bewarb.

Ich griff sofort zu. Meine Qualifikationen interessierten eigentlich Niemanden, aber das war auch gut. So hatte ich es mir erträumt. Ein Leben, vollkommen losgelöst von meinem vorherigen. Adieu Lacrosse und Lagrange, Kittel und Münzgeld im Aschenbecher, here I come. Sicherlich, die ersten Tage waren hart, obwohl ich das stundenlange Sitzen aus ungezählten Stunden in diversen Bibliotheken durchaus gewohnt war. Aber die Ungewissheit, was mich bei meiner nächsten Reinigungstour am Ende des Abends erwartete, quälte mich doch erheblich.

Neben die Toilette gesetzte Pfützen sind da nur ein zu vernachlässigendes Ärgernis. Schleifspuren gar nicht der Rede wert und auch bestuhlte Klobrillen jagen mir nur kleine Schauer über den Rücken. Wirklich schlimm ist im Grunde nur die Einsamkeit. Mit jedem Verkäufer von Obdachlosenzeitschriften wird mehr kommuniziert als mit mir. Tendenziell eigentlich nichts Verkehrtes, münden Unterhaltungen über Höhe meiner Entlohnung, respektive Trinkgeld, schnell in aggressiven Debatten über die Anmaßung, ein paar Kupfermünzen in einem Aschenbecher zu deponieren, um ungestört wieder auf das Trottoir, die Tanzfläche oder den Amtsschimmel treten zu können. Dieses Dasein im Kokon der Unachtsamkeit meiner Mitmenschen macht mir schon sehr zu schaffen. Anerkennung? Pustekuchen. Mitgefühl von Kollegen? Keinerlei Gefühlsregung. Und auch meine Vorgesetzten sind eher der Auffassung: Reden ist Silber, Schrubben ist Gold. Und so habe ich mehr Latrinen gereinigt und beaufsichtigt, als jeder gute Mensch in einem Slum jenseits von Europa.

Die Zeit ist trotzdem wie im Flug vergangen. Nicht eben Business-Class, eher hat sie sich verflüchtigt wie Klostesteine, die man wirklich jeden Tag neu aufhängen muss. (Gerade Volksfeste sind da ein Graus.) Aber eben auch besser, als als Steinmetz des Urinsteins die Arbeitszeit zu verbringen. Es waren lehrreiche Tage und keineswegs ein verschenktes Jahr. Was nehme ich mit in mein Büro in Brüssel mit Sekretärin und Mitarbeitern, die mir zu Diensten sind?

Nun, vielleicht Folgendes:

In manchen Brunnen versenken Menschen Münzen, um sich Wünsche zu erfüllen, ohne jegliche Aussicht auf Erfolg. Toiletten sind im Grunde auch nur Brunnen, die ohne Geldeinwurf vielen Menschen und auch Ihnen das Leben kurzweilig sehr erleichtern.

Tracht

Der Grat zwischen Ekel und Morbidität ist sehr, sehr schmal. Ich stolpere.

Nein, behaglich sah es wahrlich nicht aus, wie sie da im flackernden Rotlicht am Straßenrand stand.

Noch dazu in solch einem verrufenen Viertel. Es wunderte P. gar nicht, dass die meisten Autofahrer sich in eine Zwickmühle manövierten. Entweder erlagen sie den anröchigen Avancen der Straße oder aber sie quitierten die Entscheidung dagegen mit einem Lächeln auf dem Zielfoto.

Beide Varianten waren nicht unbedingt schonend zum Geldbeutel und riskant für die Gesundheit obendrein. Trotzdem wählte ein Gros der Autofahrer den Weg weg vom Tripper, durch die Lichtschanke.

Immerhin verliehen sie dem Bezirk seine charakteristische Färbung.

Und auch P. wäre es niemals in den Sinn gekommen, getrieben von ursprünglichen Gelüsten hier an diesem Straßenrand zu halten, aber die Wunde unter seinem Fuß zwang ihn nun einmal von Zeit zu Zeit zu einem Zwischenstopp.

Nicht etwa eine Scherbe, wie man vielleicht hätte vermuten können, hatte ihm die Fußsohle ruiniert, vielmehr war er mit voller Wucht in den Holzpfropfen seines nicht wirklich vollendeten Ikea-Regals getreten.

Der nicht eben spitze Stumpf hatte seinen Fuß von unten mehr aufplatzen lassen denn zerschnitten und eine tiefe Furche gerissen.

Die Wunde klaffte nun schon eine ganze Weile und P. mühte sich auch redlich, sie nicht weiter aufreißen zu lassen.

Aber er war ein überaus sparsamer Mensch und so hatte es ihn bisher noch nicht in eine Ambulanz verschlagen. Lieber fing er das Blut in einem Gefrierbeutel um seinen Fuß herum auf.

Damit nicht laufend neue Beutel in Anbruch gerieten war P. dazu übergegangen, das Gemisch aus Blut und Wundsekret in regelmäßigen Abständen zu trinken um den Verlust an Flüssigkeit und Mineralien abzufedern.

Und in gewisser Weise schien es auch zu wirken, seine Zähne jedenfalls hatten schon eine gesunde Farbe angenommen und kontrastierten gekonnt mit seinem aschfahlen Gesicht. Das war auch bitter nötig, ließ doch der Rest seiner Erscheinung weniger auf Stilsicherheit denn auf Rübezahl schließen.

P. griff also zu seinen Füßen, hob seinen Fuß aus dem prallgefüllten Beutel und setzte zu einem tiefen Schluck an. Vielleicht etwas zu ungestüm, der Vorfreude wegen, jedenfalls schwappte ein guter Teil über die Mundwinkel hinaus und lief gottlob nicht in die Nase, dafür aber seinen Bart hinunter. Mit dem Handrücken wischte er sich den benetzenden Rest von den Lippen und grunzte zufrieden.

Für ein Bäuerchen reichte die Kohlensäure nicht und die geronnenen Klumpen auf entgegen gesetztem Wege wieder in seinem Mund zu spüren, mochte für Wiederkäuer verlockend sein, aber P. ekelte sich dann doch ein wenig.

So beließ er es bei einem kehligen Laut und beobachtete lieber die Bordsteinschwalbe, die sich langsam und bemüht aufreizend seinem Wagen näherte.

Ein Vorhaben, das, sicherlich auch der Kälte geschuldet nicht besonders galant umgesetzt wurde. Schlagartig wurde P. bewusst, dass diese Dame ihn unmöglich in dieser Situation im Auto vorfinden durfte. So öffnete er die Türen und entstieg reichlich un gelenk seinem Fahrzeug.

Die Straßendirne verlangsamte prompt ihren Gang und nestelte mit steifen Fingern nach einer Zigarette und einem Feuerzeug, das bei dieser Kälte aber unmöglich funktionieren konnte. Hilfsbereit, wie P. nun einmal war, griff er flugs in seine Hosentasche und holte sein Sturmfeuerzeug hervor.

Um die Dame in seinem Sichtfeld nicht unnötig warten zu lassen, schritt er forsch in ihre Richtung. Beim zweiten Schritt rächte sich, dass er doch einem seiner Triebe nachgegeben hatte. Ein unsagbarer Schmerz schoss von seinem Fuß bis in jede Faser des Körpers und ein Stöhnen entfuhr seinen Lippen.

Aus dem Gleichgewicht geraten taumelte P. nur noch grob in Richtung des leichten Mädchens. Kaum hatte er sie erreicht, machte sie ihrem Namen alle Ehre und fiel mit ihm unsanft in den Schnee.

Sicherlich, für Außenstehende mochte die Situation bedrohlich wirken, aber der spitze Schrei um Hilfe war nun wirklich überflüssig, rief er doch den zugehörigen Zuhälter auf den Plan, der ansatzlos aus seinem Benz gesprungen kam. Mit geübtem Blick konnte er zwischen Nuttenprellern und harmlosen Verwirrten unterscheiden, lud durch und schoss P. ohne Vorwarnung in den Kopf.

Für diesen war die Situation unglaublich unangenehm und peinlich, sodass er sich nichts lieber wünschte als, weit weg zu fliegen. Sein Kopfinhalt jedenfalls tat ihm den Gefallen prompt.

Stuhlgang

Wie genau Lupo hier gelandet war, daran konnte er sich nicht erinnern.

Wie genau Lupo hier gelandet war, daran konnte er sich nicht erinnern. Jedenfalls steckte er bis zum Hals eingegraben auf einem Acker in der Dunkelheit und konnte nur erahnen, dass ohne das Hintergrundrauschen von Autobahn und Zugstrecke wirklich viel Weg zwischen ihm und der Zivilisation lag.

Zwischen ihm und seinem Lebenswerk.

Allem was er sich aufgebaut und erarbeitet hatte. Worauf er unendlich stolz sein wollte und doch nicht durfte. Denn er steckte in diesem brachliegenden Acker, atmete die klamme Feuchte der Erde unmittelbar unter seinem Mund ein und machte sich ernsthaft Sorgen, solange hier zu stecken, bis der nächste Bauer ihn vollkommen verwest beim Pflügen für einen Grenzstein halten und umkurven würde.

Wenn er es genau bedachte, so war es eher an der Zeit, sich von seinem Leben zu verabschieden.

Lupo schloss die Augen und stellte sich vor, wie er das Schloss einer schweren Eichentür hatte aufschnappen lassen und zum ersten Mal über die Schwelle getreten war, in seinen Stuhlgang.

Oder das, was es einmal werden sollte. Ein wirklich karger, zugiger Bahnhofstunnel hatte sich ihm offenbart. Und die Idee, einfach eine Bar mit Stühlen zu integrieren. Einen Stuhlgang eben.

Auf den ersten Blick mutete diese Geschäftsidee nicht besonders Vertrauen erweckend an. Auch das Vorhaben, eine Eventküche zu integrieren war bei den Banken nicht auf heiße und innige Gegenliebe gestoßen.

Wie er denn bestehen wolle, ohne richtiges Konzept, nur mit einem mäßig originellen Namen. So schwer könne das schon nicht sein, hatte er erwidert. Was dachten sich diese Menschen mit schlecht geschnittenen Anzügen in ihren Pappwandverschlagen eigentlich. Gegenüber hatten sie erst kürzlich seinem Vetter Gregor Piss und seiner Verlobten einen Kredit für eine Tanzschule vermittelt.

Die Tanzschule Piss'n'Elke war ja wohl bei weitem nicht einfalls- und ideenreicher bestückt als sein Stuhlgang, hatte Lupo für sich befunden und über dunkle Kanäle Geld in seinen Stuhlgang geschwemmt.

Personal war er schnell gefunden. Vor allem sein Barkeeper bereitete ihm immer wieder helle Freude.

Er zog Trinkgeld an wie Magneten den Lesekopf einer Festplatte. Aber eigentlich lag Lupos Vorliebe für seinen Barkeeper nicht in dessen Rendite begründet. Vielmehr war es ein Wunder, dass dieser Mann nicht umkippte und sofort wieder hochpendelte, ganz wie diese lustigen Clownsfiguren mit einem ähnlich tiefen Schwerpunkt.

Aber vermutlich verhielt es sich bei ihm wie bei einem angedötschten Ei des Kolumbus und sein Hintern bildete beim Sitzen eine große, ebene Fläche, die jedes Umkippen verhinderte.

Heimlich träumte Lupo davon, ihn betrunken auf ein großes Küchensieb zu setzen und..

Nein, das führte jetzt wirklich weit. Dieser drollige Eiermann jedenfalls stand in seiner Bar hinterm Tresen schenkte aus. Vornehmlich den goldgelben Saft, passend zum Stuhlgang.

In Lupos Kneipe war es ein Frevel etwas anderes als Bier zu bestellen. Ob güldenes Kölsch wie Spargelpisse, kackbraun wie Alt oder stoffwechselgestört wie diffuses Weizen: An sich schon Konzept genug, aber die Karte wirkte auf die Dauer doch ein wenig karg und versprach trotz hervorragenden Bieres wenig Abwechslung.

Deswegen hatte Lupo seine Themenabende und Angebote eingeführt. Eigentlich gab es für jeden alles. Für die Dicken, für die Dünnen, für die Ökos und die Fleischfanatiker. Da gab es den Stammtisch des neutralen Lauftreffs der örtlichen SPD „Laufen ohne rot zu werden“, den dünnen Abend mit Pfiff für die wirklich schmal Gebauten.

Einen Abend für Hausmannskostfanatiker hatte er eingeführt und war mit seinem würzigen Stuhlgang durchaus auf positive Resonanz gestoßen. Der Ökoabend unter dem Motto „Hülsenfrüchte im Stuhl“ war dagegen aufgrund des schlechten Besuchs schnell ein laues Lüftchen der Veranstaltungsreihe geworden.

Aber das bisherige Highlight war ein Putenabend gewesen, mit Oprah Wingfree, dem Stargast auf der Karte, frisch aus der Mastfarm.

Mit Wehmut dachte Lupo an die Gruppe aufgebrachtter Tierschützer vor der Tür. Er hatte ihnen einfach Flyer für die nächsten Veranstaltungen in die Hand gedrückt – der bebilderte Vortrag „Platt wie ne Flunder – tierische Metamorphosen auf der Autobahn“ mit anschließendem Workshop „Impressionistisches Malen mit Insekten auf der Windschutzscheibe“ - und für einen Moment waren sie verstummt.

Diese Gelegenheit ließ sich Lupo nicht entgehen und floh mit einem ver stolperten Sprung auf den Knien in seinen Stuhlgang,

Seine Gäste fanden es jedenfalls köstlich, und was draußen vor der Tür rumorte und skandierte, hatte ihn nicht weiter interessiert.

Vielleicht hätte er doch etwas mehr Aufmerksamkeit zeigen sollen, denn die wutentbrannten Tierschützer schütteten ihr Herz direkt bei der Lokalpresse aus.

Von diesem Abend an ging es nur noch abwärts.

Immer weniger Menschen kamen, je mehr der Ökomob in Sack und Asche gewandert vor seinem Stuhlgang demonstrierte. Und mit den schwindenden Einnahmen stieg auch das Interesse seiner Geldgeber an zügiger Rückzahlung der Kredite.

Eines Abends standen sie in seiner Bar.

Wie genau er auf diesen Acker gekommen war, wusste Lupo wie gesagt nicht genau. Aber dass es etwas mit den Krediten zu tun hatte, schien auf der Hand zu liegen.

Langsam graute der Morgen und die ersten Sonnenstrahlen kitzelten seine Nasenlöcher.

Lupo musste unwillkürlich niesen.

Er wollte es zumindest

In seinen Nasenlöchern allerdings steckten massive Spargelstangen.

Was für eine ungeheure Verschwendung, für zwei Stangen Spargel einen ganzen Acker.. doch dann fiel es Lupo wie Schuppen von den Augen. Der Spargel würde wachsen und wachsen und es gab wahrscheinlich keinen beschisseneren Tod, als erwachsen zu werden.

Russel

"Raaaaaassel, komm sofort her und lauf nicht wieder gegen den Stamm!"

"Raaaaaassel, komm sofort her und lauf nicht wieder gegen den Stamm!" Aber Russel rasselte nur einmal mit der Kette und schlug die Warnung seines Pflegers achtlos mit einem neckischen Schwanzschlag in den Wind. Stattdessen rasselte er wie gewohnt gegen die alte Buche am Rande seines Geheges und genoss den Schauer Bucheckern, der sogleich auf ihn niederprasselte.

Seine großen Ohren schlackerten dabei scheinbar willkürlich hin und her und es musste für den Zoobesucher an sich ein Rätsel darstellen, wie jemand mit solchen Bettlaken am Kopf überhaupt in der Lage war, etwas nicht zu hören. Russel hingegen wusste es natürlich besser. Er hörte alles, aber es lebte sich hervorragend mit dem Image des tumben Elefanten. Die Wärter gaben ihm für gewöhnlich mehr Futter, um ihn damit zu konditionieren und ihn gewogen zu stimmen.

Zuweilen hatte er nämlich auch den Ruf einer etwas launischen Diva.

Dann traute er sich kaum ans Tageslicht, und Kindergeschrei rund um sein Gehege ließ ihn mitunter aggressiv werden. Diva.

Was dachten sich die Leute überhaupt?

Bloß weil er nicht auf dem staubigen Diwan einem Zirkusäffchen gleich Kunststücke vorführen wollte, wenn er Migräne hatte, war er noch lange keine Diva.

Im Gegenteil. Sie konnten ja mit ihm tauschen, wenn sie wollten. Die urtümliche Angst, wenn sich die schillernde Aura mehr und mehr ins Blickfeld schob und ihm nach und nach den Wunsch nach einem Kaleidoskop zum Geburtstag zunichte machte. Sobald sich das flirrende Teufelswerk verzogen hatte, ging es an die Nachwirkungen.

Die stechenden Kopfschmerzen. Geschenkt. Bloß, dass sein Kopf so groß war, das machte die Schmerzen natürlich auch nicht kleiner.

Dazu kam diese unerklärliche Übelkeit und ein Elefantenmagen, der war schon groß.

Und der kalte Schweiß, der ihm aus den Poren seiner sonst so trockenen, grauen Haut floss, der konnte mit Sicherheit eine Schubkarre füllen, mit der für gewöhnlich seine mit Stroh vermengten Haufen abtransportiert wurden.

Eine Diva.. Lächerlich.

Wenn er eine Diva wäre, würde er auf ein gesondertes Klo bestehen, ein eigenes Pissoir, das er sich nicht mit den Nashörnern teilen musste, und eine eigene kleine Grube, in die er unbeschwert seine Haufen plumpsen lassen konnte.

In Indien, da war es ihm gut gegangen.

Dort hatte man ihn auch nicht „Russel“ genannt. Sheba, so hatte er geheißen, aber aus

unerklärlichen Gründen war er nach seiner Verschiffung umbenannt worden. Warum ihn der Maharadscha verschickt hatte? Nun, es hatte diesen wirklich dummen Unfall mit dem Lieblingstiger und seinen Stoßzähnen gegeben. Zahnfleischbluten war es jedenfalls nicht gewesen. Und so stand er nun hier in diesem staubigen Gehege, fernab des immergrünen Dschungels, und musste mit albernem Teppichen auf dem Rücken noch albernere Kunststücke seines Dompteurs ertragen und unterstützen.

Manchmal fragte er sich, was wohl passierte wenn er den hässlichen Alkoholiker im Khakihemd einfach zertrampelte und sich auf den matschigen Kadaver legen würde. Mit Sicherheit würden die Hyänen im Nachbargehege mächtig sauer werden. Nicht nur auf ihn, sondern auch auf die engen Gitterstäbe, die sie von ihrem prächtigen Mahl abhielten. Shit happens.

Vielleicht reichte es ja fürs Erste, wenn er dem Pfleger und Dompteur erstmal auf den Kopf kackte.

Ein toller Plan und so simpel in der Durchführung. Heute würde er ein wenig mehr von den Erdnüssen essen und auch die anderen Hülsenfrüchte nicht verachten. Der Gase wegen.

Etwas sehnsüchtig blickte er den vorbeiströmenden Menschenmassen auf der anderen Seite des Grabens nach.

Frei waren sie. Konnten gehen wohin sie wollten. Ganz ohne Fußfesseln.

Eben diese wurden ihm zwar des Nachts auch abgenommen, aber eingeschlossen war er trotzdem. Und eben jene Nacht brach nun herein.

Der Wärter servierte ihm zwei Schubkarren mit Kohl und Erdnüssen, schloss die Fesseln auf, die Türen ab und nun war Russel alleine.

Einige Stunden verstrichen und so sehr sich Russel auch bemühte, zu seinen Träumen zu finden, das Tor in die wundervolle Traumwelt war verschlossen.

Plötzlich schoss ihm ein Geistesblitz durch den Kopf. Diesmal keine Migräne, sondern eine echte Idee.

Behände dreht er sein Hinterteil der Tür zu, lief ein paar Schritte rückwärts, bis er seinen Körper an das Schlüsselloch pressen konnte.

Ein beherzter Ruck durchfuhr ihn und das Gas aus seinem Darm sprengte mit Leichtigkeit das Schloss.

Selig hielt er einen Moment inne, sog den schwefeligen Geruch seines kapitalen Furzes ein, nur um Augenblicke später durch die nunmehr sperrangelweit offene Tür ins Freie zu stolzieren.

Und nun?

Er könnte eine Runde durch den Zoo drehen und sich die eingesperrten Tiere ansehen.

Ganz wie die Horden von Menschen Tag für Tag.

Kaum kam er an dem Hyänengehege vorbei, hielt er noch einmal an, fixierte die kleine Maus vor seinen Füßen, trat einmal gezielt zu und ergötzte sich an den gierigen Blicken der Aasfresser, die schon vom Geruch des Kadavers gefangen schienen.

Entspannt entließ Russel auch den Rest seiner Darmgase und die konsternierten Hyänen alleine in ihrem Käfig zurück.

Langsam und besonnen trottete er von dannen und verschwand zusehends im Dunkel der verschlungenen Zoopfade, bis er gänzlich mit der Dunkelheit verschmolz.

Die Brandung der Gefühle - Folge deinem Herzen Meredith

Kapitel 8: Hör auf dein Herz, Meredith!

In dieser Nacht hatte Meredith nicht in den Schlaf gefunden. Sie kauerte sich – auf der Flucht vor den Alpträumen – in die tiefsten Winkel ihres blumig duftenden Himmelbettes.

Die Bilder der grauenhaften Ereignisse jagten sie durch die Nacht. Immer wieder erschien ihr das Gesicht ihres Verlobten, verzerrt zur furchtbaren Fratze des Mordes.

Als der Morgen endlich anbrach, nagten noch immer die Zweifel an ihr. Der vergangene Tag hatte ihr Herz zu einem eitrigen Abszess (Nicht vorgeformte, künstlich entstandene, eitergefüllte Körperhöhle) anschwellen lassen. Dort wo einst die Liebe wohnte, hatte sich Ekel und Abscheu eingenistet. Die Enttäuschung drohte wie giftiger Wundsaft durch das eitrige Geschwür zu brechen. Meredith war ratlos, jetzt konnte ihr nur noch ein Mensch helfen. Die gute Seele des Hauses – ihre liebe Tante Aunt Rose.

Die alte Lady saß in ihrem weißen Schaukelstuhl auf der weiß getünchten Veranda, trank weißen Earl-Grey-Tea mit weißem Kandis-Zucker, strickte einen weißen Schal aus ihren weißen Haaren und schäkerte mit drei kecken (zufällig) weißen Negersklaven. Als Meredith die Verandastufen heraufkam, entfuhr es der alten Lady:

"Du siehst scheiße aus, mein Kind!"

„Ich weiß“, antwortete Meredith.

Tante Aunt Rose erkannte immer, wenn es einem ihrer Schützlinge an etwas fehlte.

Sie klatschte in die Hände und wandte sich an die Sklaven: „Kommt ihr Lieben, lasst uns doch bitte unter vier Augen sprechen!“

Die Neger verabschiedeten sich mit einem zärtlichen Nasenkuss bei den beiden britischen Damen und verließen gut gelaunt die Veranda.

Kaum waren die Männer außer Hörweite, da begann Meredith bitterlich zu weinen.

„Bist du gekommen, um mir dein Herz aus zuschütten, mein Kind?“, fragte Tante Aunt Rose scharfsinnig.

„Nein, das wäre doch nicht hygienisch!“, entgegnete Meredith entrüstet.

Unter Tränen berichtete sie von ihren Erlebnissen beim Polo-Spiel und den Zweifeln an ihrem Verlobten.

Die Tante redete ihr mit sanfter Stimme gut zu und versuchte ihre Nichte zu beruhigen. Sie reichte ihr ein mit dem Öl weißer Rosen getränktes, nach weißem Lavendel duftendes weißes Taschentuch.

„...und dann musste der Halter sein Pferd auch noch erschießen“, schluchzte Meredith. „Es ist alles seine Schuld, nur seine Schuld!“

„Dieser Schuft!“, entfuhr es Tante Aunt Rose. Doch schnell hatte die alte Lady wieder die Contenance zurück gewonnen. Sie wusste, dass sich ein solcher Gemütsausbruch für eine Dame ihres Standes nicht schickte. Doch wenn sie etwas empörte, dann waren es herz- und rücksichtslose Menschen.

„Aber was soll ich tun?“, Meredith lief nervös auf und ab.

„Ich kann mich doch nicht von ihm trennen!“

Meredith dachte an die Enttäuschung ihrer Eltern.

Was für eine Schande würde eine Trennung für ihre Familie bedeuten? Trennung – dieses Wort hatte es in ihrer heilen Welt bis hierhin überhaupt nicht gegeben.

Sie rief entschieden: „Nein! Nein, Nein, Nein! Ich kann mich nicht von Remington trennen. Es wäre eine Tragödie!“

„Warum fallen wir?“, Tante Aunt Rose griff nach Merediths Hand. Sie schaute ihr tief in die Augen. „Warum fallen wir? Damit wir lernen aufzustehen!“

Meredith ließ sich auf einen der weißen Stühle sinken. Sie fand wieder ein wenig zur Ruhe. Tante Aunt Rose sprach ruhig weiter: „So eine Heirat muss gut bedacht sein. So eine Entscheidung trifft man nur einmal im Leben! Hör auf dein Herz!“ Tante Aunt Rose erhob sich und trat an die Brüstung der Veranda. Ihr Blick schweifte gen Horizont über die weißen Ranunkel-Felder, weiße Tauben stiegen hinauf zu den weißen Wolken, eine Gruppe Schneehasen hoppelte friedlich über den weißen Sandstrand. Sie blickte in das gleißend weiße Licht der aufgehenden Morgensonne. „Es lohnt sich auf die Liebe des Lebens zu warten. Glaub mir mein Kind, ich weiß wovon ich spreche!“

Meredith riss die Augen weit auf! „Du warst einmal verliebt, Tante?“ Tante Aunt Rose lächelte verträumt. „Auch ich war einmal jung, Liebes!“ Sie ging zurück zu ihrem Schaukelstuhl.

„Aber ich habe die große Liebe ziehen lassen. Nie wieder bin ich so einem Mann begegnet. Nie wieder habe ich mein Herz verschenkt. Es gehört auf alle Zeit nur ihm!“

Meredith war erstaunt:

„Warum weiß ich nichts von diesem Mann. Wer ist er? Und vor allem wo ist er jetzt? Was ist aus eurer Liebe geworden, Tante?“

Tante Aunt Rose saß bedrückt in ihrem Schaukelstuhl, aller Ausdruck war aus ihrem Gesicht gewichen, sie schien tief in den Gedanken der verflossenen Liebe versunken zu sein. So hatte Meredith ihre Tante noch nie gesehen. „Mein Fehler war, dass ich nicht meinem Herzen, sondern der Pflicht gefolgt bin“, sagte die alte Dame.

„Ich wollte ihn heiraten und auf ewig bei ihm bleiben! Er war ein junger Soldat. Ein Held des Empires! Zugleich war ein wahrer Gentleman. Ein Mensch mit weichem Herz und Charakter. Für ihn zählte immer erst das Wohl der anderen. Das hat uns letzten Endes unsere Liebe gekostet! Als junger Mann kämpfte er 1879 im zweiten anglo-afghanischen Krieg gegen den Schah von Persien. Seine Truppe war von den feindlichen Kriegern eingekeilt. Gemeinsam mit zwei Offizieren wagte er den Ausbruch aus der feindlichen Belagerung. Heldenhaft kämpften sich die drei Männer durch die gegnerischen Reihen. Da wurden die Kameraden meines Angebeteten gefährlich verletzt. Gewehrketten durchbohrten ihre Lungen. Sie wären verblutet, hätte mein Liebster die Schusswunden nicht mit seinen Fingern verschlossen.

Da saß er nun im feindlichen Sperrfeuer.

Mit den Fingern in den Einschusswunden der Kameraden war er nicht im Stande, das Feuer zu erwidern. Der Feind schon näher und näher.

Er musste eine Entscheidung treffen: Zog er seine Finger aus den Wunden würden die Freunde verbluten.

Tat er es nicht, waren sie dem Gegner wehrlos ausgeliefert.

So traf er die Entscheidung, die sich wie ein Fluch über unser gemeinsames Leben legen sollte.

Mit seinem Schweizer Armee-Messer trennte er sich beide Ringfinger von den Knochen, verstöpselte die Schusswunden und mähte die Afghanen nieder.“

Meredith war mitgerissen und hüpfte freudig auf und ab:

„Aber dann hat er ja überlebt! Das ist doch wunderbar!“

Rose blickte ernst drein: „Wunderbar! Ja, er hat überlebt, aber unsere Liebe war hingerichtet!“

Meredith schüttelte den Kopf: „Das verstehe ich nicht, was hat das mit eurer Liebe zu tun?“

Rose' Augen wurden glasiert: „Ach weißt Du mein Kind, es war nicht einfach zu dieser Zeit, einen Mann von niederem Stand zu heiraten, auch wenn er ein Held der britischen Armee war. Meine Eltern hatten nach langem Zwist dennoch widerwillig zugestimmt. Doch der Krieg veränderte alles! Seine Behinderung vereitelte unsere Vermählung endgültig. Ohne Ringfinger ist es natürlich unmöglich eine traditionsgemäße Ehe zu schließen. Wohin mit dem

Ring? Eine Trauung, die nicht den strengen Regeln der christlichen Kirche folgt, wäre meinen Eltern dann nicht mehr zuzumuten gewesen.“

„Welch ein Erdübel!“, klagte Meredith. „Es ist so traurig. Aber natürlich konntest du ihn nicht heiraten!“

„Halt, mein Kind! Mich dem Willen meiner Familie gebeugt zu haben, war der größte Fehler meines Lebens. Nun vertraue ich darauf, dass Gott diese Bindung akzeptiert hätte. Denn Gott ist die Güte, das Leben, die Freude und die innige Herzenswärme, ein Freund und kein strenger Richter. Früher war ich auch der Überzeugung nur Form und Etikette sollten mein Leben leiten. Aber heute weiß ich, was das wichtigste im Leben ist. Alles was zählt, ist die Liebe!